

rigen Gefangenen eine Art Frieden im Niemandsland schließen („Friede, das ist: Mensch sein können“), wobei offenbleibt, wer schließlich davonkommen, ob der Jude seine früheren Folterknechte der Rache seiner russischen Leidensgenossen wird entziehen können. – Wiewohl in Sprache und Gefühlstonung etwas zwiespältig wirkend und durch biblische Reminiszenzen (etwa: „Adam“ heißt Mensch, bedeutet Stellvertreter. Wen vertritt er, dieser Adam?) weit mehr aufwühlend als abklärend, mag die Geschichte – etwa zur Diskussionsanregung – ihren Dienst tun, vielleicht sogar bei Älteren durch Wachrufen verdrängten Erinnerens zur „Umkehr“ helfen.

Jacques Lévy: Auf der Suche nach dem Menschen. Tagebücher und Briefe. Salzburg 1960. Otto Müller Verlag. 288 Seiten.

„Wenn ein Christ gestorben ist“, schreibt im Vorwort P. Morelly OP, „um sich von seiner Gemeinbürgerschaft mit Israel nicht loszukaufen, wenn ein Christ den Tod aus Liebe zu dem Juden Jesus als Jude angenommen hat, dann war das Jacques Lévy“, väterlicherseits jüdischer, mütterlicherseits hugenottischer Herkunft, 1914 geboren, 1942 – nach siebenjähriger Vorbereitung – getauft, am 12. 2. 1944 verhaftet, in Auschwitz als „eine Art Heiliger“ aufgefallen und 1945 umgekommen.

Veröffentlicht sind hier (mit dem Geleitwort eines ungenannten Freundes) Tagebuchaufzeichnungen aus 1930–37, Briefe aus 1935–43 und Untersuchungen über die religiöse Selbstverweigerung des Autors in den „Falschmünzern“ von André Gide, wozu dieser seine „volle Zustimmung“ erklärt hat (S. 40). Schon eine Péguy-Würdigung von 1932 läßt den Weg ahnen, den der damals Achtzehnjährige geht wird (S. 118 f.); mehr ihn selbst als Kafka charakterisiert dessen briefliche Analyse von 1942 (S. 260 ff.); zum Judentum, dem er väterlicherseits entstammte, zeigte Lévy weder hier noch bei seinem Palästina-Besuch von 1933 (S. 236) irgend eine bewußte Beziehung, obwohl er ihm die Intensität seiner Suche nach selbstvergessen gültigem Menschsein verdanken dürfte, wie sie die Dokumente bezeugen; tröstlich gewiß vor allem für junge Menschen, die an ähnlicher depressiver Selbstverzweiflung zu leiden haben wie er. Sein *einer* großer Wunsch, der ihm auch erfüllt wurde, findet sich in einer Tagebuchnotiz aus Vézelay von 1935, wo seine schrittweise „Konversion“ begann: „Ich möchte den Glauben ja nicht, um feige sein zu dürfen, sondern um die Kraft zu haben, es nicht mehr zu sein . . . Gib mir die Gnade, alles Leid, dessen ich fähig bin, zu ertragen. Zuvor den Gedanken an meine Feigheit“ (S. 152).

Shalom Ben Chorin: Juden und Christen. Berlin 1960. Käthe Vogt Verlag. 72 Seiten.

Als Nr. 12 einer evangelischen Zeitbuchreihe „Unterwegs“ werden hier (mit Nachwort von H. Dzubba) zwei Vorträge publiziert, von denen der erste am 10. Juni 1958 in Gegenwart von Dr. G. Luckner gehalten wurde, die letzten Phasen des jüdisch-christlichen Gesprächs der Gegenwart schildert und in die fünf Diskussionspunkte der FR XI, 91 wiedergegebenen „bleibenden Thematik“ ausmündet.

„Die Christusfrage an den Juden“ behandelt mit redlicher Radikalität der zweite Vortrag. „Gott fragt Israel durch die Kirche“ (S. 42), „die Schule der Völker und die Versuchung Israels“ (S. 48); ihre Erwartung und die der Synagoge „ist im *Sachlichen* dieselbe: das *Reich Gottes*“ (S. 45), welches auch „ohne den Messias gedacht werden“ könne (S. 59); Gedanken, zu denen auf unsern Briefwechsel mit dem Verfasser (FR IX, 21 ff.) zurückverwiesen werden darf.

Thomas Ohm: Mohammedaner und Katholiken. München 1961. Kösel-Verlag. 87 Seiten.

Auf die – biblisch beurteilt, nicht eben ruhmreiche – Geschichte der gegenseitigen Beziehungen, läßt der verdiente Missionswissenschaftler eine bemerkenswerte Analyse folgen, welche in Ähnlichkeit und Unterschied auch das christlich-jüdische Gegenüber erhellt. Mit A. v. Harnack, F. Heer

und andern erklärt er den Islam als „christliche Häresie“ (S. 78 f.); in ‚Biblische Religion heute‘ wurde stattdessen eine Bezeichnung als deren ‚Pseudomorphose‘ vorgeschlagen (S. 124 ff.), wodurch eindeutig jede Schmähung des Mohammedaners als ‚Häretiker‘ vermieden wird, was er formell nicht ist. Auch Ohm fordert – mit Missionsbischof J. Ammann OSB – in diesem Sinne: „Anstatt den Islam den Feind des Christentums zu nennen, wäre es wohl richtiger, ihn Bruder zu nennen; einen Bruder, der das mit uns Christen gemeinsame Ziel erschaut, der aber auf dem Weg zu Gott in die Irre gegangen ist.“ (S. 43 f.) „Schließlich ist der Islam selber wenn auch nicht *die* oder eine wahre Religion, so doch *echte Religion*“ (S. 69, Selbstkorrektur von S. 67); was wir ihm schulden, sei „die Mohammedaner zu hören und erst dann zu ihnen zu sprechen, wie Jesus mit der Samariterin. Bei echtem Kontakt und wirklicher *communicatio* dürfte mehr herauskommen als bei direkter Mission.“ (S. 74) Wenn den erfolglosen früheren (schon spätmittelalterlichen) Versuchen, den Islam durch ‚Widerlegung‘ zu entwurzeln, entgegeng gehalten wird: „Noch wußte man nicht, daß bei den Moslems nicht die Frage der Wahrheit entscheidet“ (S. 71), so scheint uns freilich zu einseitig auf die ‚ontologische‘ Wahrheit abgestellt, wo doch biblisch die ‚existentielle‘ (Jo 14, 6: „*ICH bin . . . die Wahrheit*“) primär ist, für die auch der Moslem nicht unempfänglich zu sein pflegt, wofür hier Charles de Foucauld (S. 37 f.) und die Benediktiner von Toumliline (S. 38 f.) als Gewährsleute auftauchen. In ihrem Geiste möge ein neues Stadium der gegenseitigen Beziehungen sich allgemein durchsetzen; „dann wird der Christ und der gläubige Muslim auch nicht mehr Feind sein, sondern Bruder, dem man in Liebe und Hochachtung Hilfe leistet, wo er sie braucht.“ (S. 44)

Hans Heinrich Schaefer: Der Mensch in Orient und Okzident. München 1960. Piper Verlag. 428 Seiten.

Diese „Grundzüge einer eurasiatischen Geschichte“ in Gestalt von Einzelstudien aus den Jahren 1928–1948 sind aus dem Nachlaß des 1957 heimgegangenen Religionshistorikers von seiner Witwe herausgegeben und von E. Schuhlin mit einem Überblick über Lebensweg und -werk dieses evangelischen Theologensohns eingeleitet, der wie wenige in den Geist des Orients eindrang, ohne ihm – wie doch so viele heutzutage – zu verfallen, und als Katholik starb.

Wenn auch sein uns nächststehendes Meisterwerk – Esra, der Schreiber (Tübingen 1930) – wohl des Umfangs halber hier vermißt werden muß (hoffentlich bald in einer billigen Reihe zu haben ist!), so wird sein inniges Vertrautsein mit dem spezifisch Jüdischen, z. T. auf den Spuren des von ihm – wie von Rosenzweig (FR XI, 15) – als überragender Meister geschätzten Max Weber, immer wieder deutlich; etwa, wenn er von „der einzigen Ausnahme des israelitischen“ Kulturlaufes unter den außereuropäischen spricht, wo sonst „politische und religiöse Entwicklung bis zur Beziehungslosigkeit auseinandertreten“ können, was in „Gottes Volk“ unmöglich ist. (S. 35).

Schwerpunkt der ersten Hälfte des Bandes ist „Das persische Weltreich“ (S. 48–82), dessen einzigartig „tolerante“ Religionspolitik (zwecks Gewinnung der Priesterschaften als „fünfter Kolonnen“) das Erstehen des 2. Tempels ermöglicht hat; der zweiten Hälfte „Muhammed“ (S. 307–396), wo dessen teilweises Beeinflußtsein von Juden und schmerzliche Auseinandersetzung mit ihnen eindrucksvoll beleuchtet werden. Grundlegend für die heute so vielfach erstrebte, so selten überzeugend angebaute „Überwindung des europazentrischen Geschichtsbilds“ ist das Ganze, bes. der Eingangsaufsatz: „Die Perioden der eurasiatischen Geschichte“ (S. 25–47), als welche nach „Entstehung und Festigung der Hochkulturen vom Nil bis zum Hoangho . . . je anderthalb Jahrtausende europäisch-indogermanischer und hochasiatischer Führung in der staatlichen Ordnung und Gliederung Eurasiens“ und seit 1500 „die politische und geistige Sonderentwicklung“ Europas unterschieden werden (S. 34).